

Die diskreten Wege von Aids

Wanderarbeit, Armut und Aids im Süden Mosambiks

Helen Epstein

Anfang der 90er Jahre schöpfte die Regierung von Mosambik erstmals Verdacht. Aus dem Verdacht wurde Alarm. Die HIV-Rate in den südlichen Provinzen nahm zu. Nonnen am Missionskrankenhaus in einer kleinen Bahnstation in der Provinz Gaza war aufgefallen, dass die Zahl der Aids-Patienten, die zu ihnen kamen, drastisch anstieg. Inzwischen hat auch das Gesundheitsministerium Daten erhoben, die zeigen, dass der Anteil der HIV-Infizierten auch unter der Bevölkerung der Hauptstadt Maputo angestiegen ist: von geschätzten 1,2 Prozent im Jahr 1992 auf heute knapp 13 Prozent. In der benachbarten Provinz Gaza liegt die Rate bei 16 Prozent.

Diese Infektionsrate in Gaza ist überraschend. Denn es ist eine überwiegend ländliche Provinz. Die meisten Menschen im Süden Mosambiks sind einfache Bauern, die auf dem Lande in heißen, zeitlosen Siedlungen leben, in denen sich das alltägliche Leben seit hundert Jahren kaum verändert hat. Die kleinen verstreuten Gehöfte, die Millionen von Menschen ein Auskommen bieten, sind das Rückgrat der Wirtschaft. Die Zeit wird hier von Sonne und Regen bestimmt, in guten Jahren fallen die Mangos von den Bäumen und die Gärten und Felder sind voll von Ananas und Maiskolben. Die Menschen sind allgemein freundliche und sehr höflich. Wenn sie Bekannte treffen, ergehen sie sich unter Händeschütteln und Verbeugungen in langen und ausgeprägten Grußformeln. Die christlichen Kirchen in Gaza werden fleißig besucht, und Scheidungen - wenn auch nicht ungewöhnlich - werden mit Stirnrunzeln bedacht.

Diese gemächliche Welt ist keine Gegend, wo man diese schreckliche HIV-Epidemie vermuten würde, jenen Virus, den man mit Truckern und Prostituierten, mit Drogenmissbrauch und dem entwurzelten Leben der Stadt verbindet. Doch HIV ist heute im ländlichen Gaza weiter verbreitet als in der Hauptstadt Maputo, wo es mehr Prostituierte und mehr Freier gibt. Ich befragte eine Epidemiologin über die Situation. Ja, es sei schrecklich, sagte sie, aber keineswegs ungewöhnlich, vielmehr typisch für viele ländliche Regionen im Südlichen Afrika, wie etwa in KwaZulu-Natal, in Botswana oder Lesotho, wo in den letzten Jahren die HIV-Raten emporgeschneit seien.

All diesen Regionen ist gemeinsam, dass von dort viele Wanderarbeiter nach Südafrika gehen. Einige von ihnen finden Jobs in Plantagen und auf Baustellen, andere halten sich durch Prostitution oder Kleinkriminalität über Wasser. Am besten treffen es noch jene Wanderarbeiter, die in den Goldbergwerken im Witwatersrand Anstellung finden.

Über ein Jahrhundert hinweg kamen Millionen von Wanderarbeitern aus den ländlichen Gegenden von Mosambik, Botswana, Südafrika und Lesotho in den Witwatersrand. Heute arbeiten dort etwa 300.000 Wanderarbeiter, darunter um die 40.000 aus dem südlichen Mosambik. Ihre Verträge laufen jeweils über ein Jahr, viele verbringen auf diese Weise zwanzig und mehr Jahre, in denen sie zwischen den Bergwerken und ihren heimischen Kleingehöften über hunderte von Meilen hin und her pendeln.

HIV-Verursacher Wanderarbeit

Dieses Wanderarbeitersystem ist verantwortlich für eine ganze Reihe von Missständen wie den Zerfall der Familien und die Unterentwicklung auf dem Lande. Und jetzt auch für die Ausbreitung von HIV. Die lange Abwesenheit von zu Hause, die ermüdende und gefährliche Arbeit, das eintönige Leben in den Männerheimen, die Prostituierten an den Zäunen vor den Minen - all das dürfte zu dem hohen Risiko einer Ansteckung mit HIV beitragen.

Die südafrikanische Bergbaukammer (SACM), in der solche Unternehmen wie Goldfields oder AngloGold vertreten sind, bestreitet allerdings, dass das Wanderarbeitersystem die Verbreitung von HIV im Südlichen Afrika gefördert hat. Die Feststellungen der Nonnen in Mosambik widersprechen dem jedoch. Als ich sie im letzten September besuchte, sagten sie mir, dass nahezu alle männlichen Aids-Kranken der letzten sechs Jahre auf Wanderarbeit in Südafrika gewesen seien, die meisten davon in den Goldbergwerken im Witwatersrand. Die meisten Kranken lebten seit fünf oder zehn Jahren mit HIV, ehe sich bei ihnen Aids entwickelte. Deshalb seien die ärztlichen Befunde ein deutlicher Hinweis darauf, dass rückkehrende Bergleute aus dem Goldabbau in den letzten zehn, fünfzehn Jahren ganz erheblich dazu beigetragen hätten, HIV in diese Region zu bringen. Ich wollte verstehen, welchen Zusammenhang es zwischen Goldbergbau und HIV gibt. Deshalb besuchte ich letzten September an einem Samstag eine Goldmine. Ein paar Bekannte brachten mich hin, sie waren selbst Bergleute. Wir steuerten auf die Bar zu, wo gut hundert Männer mit glasigen Augen im Hof saßen und tranken. Einige ließen einen alten bemalten Zinkeimer herumgehen mit selbst gebrautem schäumenden Bier aus Melasse, Hirse und anderen Zutaten. Die Männer hockten in Gruppen mehr oder weniger nach Nationalitäten zusammen - die langen Basotho in grauen Jacken, die Südafrikaner in Wollmützen und Parkas. Ohrenbetäubend drang afrikanische Musik aus den Lautsprechern; praktisch jedermann war betrunken, eine Atmosphäre völliger Selbstvergessenheit. Einige Männer tanzten für sich und einer fiel geradezu graziös und wie in Zeitlupe über einen Stuhl und blieb auf dem Boden liegen.

Auch zwanzig Frauen waren im Hof. Einige schäkerten mit den Männern; andere gingen in Paaren von Gruppe zu Gruppe. Diese Bar-Mädchen waren örtliche Prostituierte. Sie dürften Woche für Woche Sex mit zwanzig verschiedenen Männern haben, in den Hütten am Rande oder in den selbstgemachten Zelten aus Plastiksäcken und Zweigen im bebuschten Umland der Mine. Die Bergwerksleitung

verteilt jetzt Kondome, und die Kumpels sagen auch, sie würden sie benutzen. Jedenfalls erzählten sie mir das trotz ihrer Trunkenheit. Ich fragte mich jedoch ernsthaft, ob das so stimme.

Die Weltbank und andere Entwicklungsorganisationen halten Wander-Bergleute und Prostituierte halten für die Gruppe "mit dem größten Risikofaktor" bei HIV. Deshalb sind sie der Ansicht, dass gerade diese Gruppen angehalten werden müssen, Kondome zu gebrauchen und sich mit andern Vorbeugemaßnahmen vertraut zu machen, weil ihr risikoreiches Verhalten auch andere gefährdet. Die Arbeit in und mit diesen Gruppen ist die Grundlage für Präventionsprogramme im Südlichen Afrika.

Verblüffte Epidemiologen

Mpholo Moema arbeitet für das Mothusimpilo-Projekt, eine Aids-Gruppe, die in einer der Bergbaustädte tätig ist. Er erklärt mir:

"So wird es uns von der Weltgesundheitsorganisation WHO und von USAID (US-amerikanische Hilfsorganisation) gesagt: Man muss diese Gruppen mit hohen Übertragungsraten erreichen, um die Gemeinschaft insgesamt vor HIV zu schützen." Und trotzdem erklärt das nicht vollständig, warum sich HIV im Südlichen Afrika so ausgebreitet hat - nicht einmal für die Bergbaugesegend, in der Moema arbeitet. Eine Gruppe von südafrikanischen Epidemiologen hat unlängst die HIV-Raten unter Bergleuten und Prostituierten erfasst, die sie in den Büschen rings um die Minen angesprochen haben. Als Kontrollgruppe untersuchten sie auch „ganz normale“ Frauen in Orten über 15 Kilometer von den Minen entfernt. Sie waren nicht überrascht, dass 80% der Prostituierten HIV-positiv waren und 30% der Bergleute den Virus in sich trugen. Überrascht waren sie jedoch, dass nahezu 60% der Frauen zwischen zwanzig und dreißig Jahren in den Orten ebenfalls HIV-positiv waren. Diese Frauen waren keine Prostituierten, sie waren nicht einmal besonders promiskuitiv. Etwa die Hälfte gab an, sie hätten in ihrem gesamten Leben mit weniger als drei Männern Sex gehabt, wahrlich kein hoch risikoreiches Verhalten. Und doch war die Positiv-Rate fast so hoch wie bei den Prostituierten und doppelt so hoch wie bei den Bergmännern.

"Muss ich das so verstehen, dass Leute mit geringerem Risikofaktor ein höheres Risiko bedeuten als solche mit hohem Risikofaktor?", fragte ich eine südafrikanische Krankenschwester, die mit Aids-Kranken aus den Minen arbeitet.

"Ja", sagte sie.

"Wir waren verblüfft", sagte einer der Epidemiologen, der an der Untersuchung mitgearbeitet hatte. Die Untersuchung zeigt, dass - keineswegs überraschend - die Bergleute dauerhaftere Beziehungen zu Frauen in den umliegenden Orten einer hastigen Befriedigung bei Prostituierten im feuchten Gras vorziehen. Wenn sie Sex mit Prostituierten haben, kennen sie ihr Risiko und benutzen in der Regel Kondome. Den dauerhafteren Freundinnen jedoch vertrauen sie und benutzen in diesen Beziehungen deswegen seltener Kondome.

Die örtliche Gesundheitsbehörde hat nun die Konsequenzen gezogen und propagiert eine viel schwieriger zu erreichende Veränderung des Verhaltens - eine breite

Anwendung von Kondomen in den Orten rund um die Minen. Doch wie vieles im Aids-Programm Südafrikas geschieht auch dieses planlos und sehr spät. Mich interessierte, ob HIV sich auf ähnliche Weise auch in Süd-Mosambik ausgebreitet hat, woher viele Bergleute kommen. Ich wollte die Epidemie zurückverfolgen und sprach mit Frauen aus den Dörfern, aus denen sich Wanderarbeiter nach Südafrika auf den Weg machen und wo heute die HIV-Raten sehr hoch sind. Ich dachte, sie könnten mir sagen, wie der Virus sich so schnell ausgebreitet hat, nicht nur unter den Bergleuten und deren Frauen, sondern auch drüber hinaus. Werden dort Kondome benutzt? Gibt es sie überhaupt? Und wenn sie sie nicht gebrauchen, warum nicht?

Der einfachste Weg, mosambikanische Frauen zu finden, die bereit sind, über HIV zu reden, führt über die Nichtregierungsorganisationen, die in den ländlichen Kommunen zu Aids arbeiten. Diese stehen den Menschen im Umgang mit den oft katastrophalen sozialen und wirtschaftlichen Folgen der Krankheit bei. Viele von ihnen verteilen Nahrung und Kleidung an die Familien, die durch Aids ins Elend gestoßen werden, und kümmern sich um die Waisen. Einige dieser Organisationen versuchen auch, die Diskriminierung von HIV-Infizierten abzubauen und jenen zu einem Kleingewerbe zu verhelfen, die auf Grund von Aids-Todesfällen verarmt sind. Eine solche Organisation - dachte ich - würde mir wohl am ehesten behilflich sein, Frauen ausfindig zu machen, mit denen ich über Aids reden könnte.

Ein Journalist einer lokalen Zeitung verwies mich an den Direktor der Bergbaugewerkschaft Amimo, Moises Uamusse. Ich rief ihn in seinem Büro in Maputo an, und er sagte mir, dass er gerade nach Xai Xai reise und ob ich mitkommen wolle. Ich sagte zu. Ob ich ihm dann einen Lift besorgen könne?

Herr Uamasse erzählt

Xai Xai liegt in Küstennähe etwa 200 Kilometer nördlich von Maputo an der Hauptstraße, über die die Wanderarbeiter aus ihren Dörfern in die südafrikanischen Minen reisen. Herr Uamusse sagte, er kenne eine Menge Bergarbeiter-Familien, die an Aids litten. Seine Gewerkschaft suche nach Wegen, ihnen beizustehen.

Uamusse war etwa 40 Jahre alt und früher selbst einmal Bergarbeiter. Er war hoch aufgeschossen und trug einen abgenutzten grünen Anzug und ein Paar zerrissene Sandalen, die von einer Kordel zusammengehalten wurden. Seine Aufgabe sei es, sagte er, „die Rechte der Bergleute zu verteidigen und ihre sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen zu verbessern“. Praktisch bedeute das, dass er bei der US-amerikanischen Bergbaugewerkschaft, der Internationalen Organisation für Arbeit (ILO) oder bei anderen Institutionen Zuschüsse beantragt. Er erhalte jedoch nur wenig Antworten, auch wenn er so einige tausend US\$ zusammenbekommen habe, mit denen er die Aufklärung über Aids für neue Wanderarbeiter finanzieren kann.

Er hat eine Liste aller Familien in Xai Xai erstellt, die Aids-Fälle hatten. Und er hat eine Lieferung Nähmaschinen erhalten, die er unter den Witwen von Bergarbeitern,

die an Aids verstorben sind, verteilt hat. Auf diese Weise können sie durch Ausbessern von Kleidern ein wenig Geld verdienen.

Die Fahrt nach Xai Xai dauerte drei Stunden, und Moises Uamusse erzählte ununterbrochen. Das Aids-Problem in den ländlichen Gemeinden hier käme von „unmoralischem Lebenswandel“, weniger von Wanderarbeit. Die Männer seien ständig unterwegs und deshalb nicht in der Lage, ihren Familien die nötige Disziplin beizubringen.

„Nehmen wir an, du hast eine Frau und gehst dann nach Südafrika auf Arbeit. Zwölf Monate später kommst du zurück und triffst deine Frau schwanger an. Dann wirfst du die Frau raus und nimmst eine andere. Und der kannst du genauso wenig trauen. So läuft das ab.“

Er billigte zwar, dass die Bergbaugesellschaften unter den Arbeitern Kondome verteilten, doch sollten die nicht Frauen gegeben werden, das untergrabe den Respekt und führe zu Promiskuität.

Solche Ansichten scheinen in Mosambik weit verbreitet zu sein. Kondome sind billig und überall zu haben. Doch im vergangenen Jahr wurden nur neun Millionen verkauft, zwei für jeden erwachsenen Mann im Land.

Es war später Nachmittag und das Land glänzte im schwindenden Licht. Xai Xai liegt in einer Flutebene des Limpopo nahe am Indischen Ozean. In den letzten Jahren haben Zyklone die Region mit schrecklichen Fluten überschwemmt. Doch jetzt war Trockenzeit und Staubwolken hingen am Himmel, warnen vor Dürre. Es gab nur wenig Verkehr, abgesehen von den Bussen aus Mosambik und aus Südafrika. Die mosambikanischen waren große, schnaufende Wracks mit großen Abgaswolken, die mit 30 Meilen die Stunde dahin zockelten und überall hielten. Je näher sie der Stadt kamen, um so überfüllter wurden sie. Auf dem Dach waren Bündel mit Ananas, Holzkohle und Maismehl verstaut, und manchmal fielen sie herunter.

Schnittige neue südafrikanische Busse überholten uns. Sie waren fast ausschließlich mit Rückkehrern aus den Bergwerken besetzt. Angekoppelt waren kleine Anhänger voll mit Fernsehern und Stereo-Anlagen noch in Originalverpackung, mit Fahrrädern und Matratzen im Plastikschatz – Luxusartikel in diesem Teil der Welt.

Verglichen mit anderen Mosambikanern verdienen Bergleute relativ viel. Sie zählen in den Gemeinden hier zu den Reichen. Aber sie verrichten auch eine gefährliche Arbeit. Einer von dreißig kommt nicht lebend aus dem Schacht heraus, und etwa die Hälfte ist invalid am Ende des Berufslebens. Bergleute im Südlichen Afrika haben die höchste Rate an Tuberkulose und Staublunge. Doch die größte Gefahr kommt von den Stollenbrüchen. Die Schockwellen kann man Hunderte von Kilometern spüren. „Wie bei einem Erdbeben. Wir fühlten es in den Wohnheimen und wussten, jetzt sind wieder Kumpels tot“, sagte Moises Uamusse.

Und es lauerten noch andere Gefahren. Die Männer ein und desselben Bergwerkes sprechen über zehn Sprachen; manchmal komme es zu Spannungen in den engen Junggesellenheimen und es brächen regelrechte blutige Kämpfe aus, sagt er.

Hier im Süden Mosambiks drängen sich die Männer nach einem Job in den südafrikanischen Minen, denn die lokale Wirtschaft kommt nur stockend voran.

Mosambik wird oft als entwicklungspolitisches Vorzeigeland genannt. Nach Angaben der Weltbank wächst die Wirtschaft rasant. Doch dieses Wachstum ist weitgehend auf die Hauptstadt Maputo beschränkt. Die Einkommen auf dem Land steigen viel langsamer, wenn überhaupt. Der Agrarsektor, von dem die meisten Menschen leben, ist im vergangenen Jahr nur um ein Prozent gewachsen.

Armut trotz Wachstum

Mitte der 90er Jahre übernahm die Regierung nach langen Kriegsjahren neoliberale Entwicklungsvorstellungen der USA und anderer westlicher Länder, nach denen Entwicklungsländer angeblich erfolgreicher wirtschaften, wenn sie die Regierungsausgaben zurückfahren und Regeln zum Schutz ihrer Industrien aufheben. Freierer Handel würde – dieser Theorie nach – diese Länder in die Weltwirtschaft integrieren und zu raschem Wachstum führen. Damit kämen Länder wie Mosambik auch in die Lage, ihre Schulden zu bedienen.

Diese Politik hat in der Folge zum Zusammenbruch mancher Industrien in Mosambik geführt. Heut haben wir in einem Land mit 18 Millionen Einwohnern nur 600.000 Arbeitsplätze im formellen Sektor. Der Rest ist abgedrängt in den informellen Sektor mit Subsistenz-Landwirtschaft und Kleinhandel. Seit 1987 wurden 120.000 Menschen entlassen, als Betriebe nach der Privatisierung in Konkurs gingen, weil sie nicht mehr subventioniert wurden.

Heute sind die Erlöse der Cashew-Bauern niedriger als vor der Zeit, als der Export noch Beschränkungen unterlag. Denn dieser Markt ist nicht so expandierend, wie die Experten gedacht hatten; und die meisten lokalen Verarbeiter haben ihre Betriebe geschlossen. Die meisten Leute tragen heute Kleider aus Indien oder Gebrauchtkleidung aus westlichen Ländern. Der Markt ist überflutet mit – oft illegalen – Importen aus den Nachbarländern, namentlich Südafrika. Diese Güter kosten dasselbe oder mehr als jene, die einst im Land selbst hergestellt wurden.

Die meisten Menschen in Mosambik sind Kleinbauern und –bäuerinnen. Das Wetter ist unbeständig, und die Agrarpreise niedrig. Ich traf eine Bäuerin, die Mangos anbaute und Mais. Sie sagte, sie habe eine Wocheneinnahme von umgerechnet sechs Dollar. Viele kleinbäuerliche Betriebe wurden im Krieg zerstört, und es kostet große Mühe, sie wieder aufzubauen. Sie brauchen Geräte, Saatgut, Vieh, Wasser, Straßen und ein Handelsnetz, um ihre Produkte auf den Markt zu bringen. Es heißt, die Regierung müsse mehr für sie tun. Nur wenige haben die Möglichkeit, Kleinkredite aus Entwicklungsprogrammen zu erhalten.

Da die Ernte meistens nicht reicht, verdingen sich die Bauern seit Generationen in Fabriken und Bergwerken Südafrikas. Doch die benötigen immer weniger Kräfte. Ich fuhr mit Uamusse an Ruinen des Krieges und versteckten Dörfern unter schattigen Bäumen vorbei. Kräftige Bäuerinnen mit Kopftüchern und langen Röcken hackten den Boden, Ziegen trotteten über die leere Straße. Uamusse forderte mich auf, in Amerika Investoren für Mosambik zu gewinnen.

„Nun fahren wir schon zwei Stunden“, sagte er. „Und doch sind wir durch keine einzige Stadt gekommen. Warum sollten sie nicht hier eine Stadt hinstellen? Warum

bauen sie hier keine Fabrik? Wir haben Mangos, Cashew, Kokosnüsse. Wir könnten Marmeladen herstellen, Öle zum Kochen und für die Schönheit. Wir könnten aus dem Lehm Backsteine brennen...“

Gute Fragen.

Schweigen über die „Jahrhundertkrankheit“

Am folgenden Morgen nahm mich Moises Uamusse mit an einen kleinen Versammlungsort an der Hauptstraße. Unter einem Baum stand ein Tisch mit Stühlen. Etwa dreißig Leute warteten auf uns, hauptsächlich Bergleute und ehemalige Bergleute und Witwen von Bergarbeitern. Uamusse hielt eine Ansprache in Portugiesisch, und dann interviewte ich mit ihm als Übersetzer einige der Frauen in der Gruppe. Sie sollten mir erzählen, wie ihre Gemeinde von HIV betroffen war, was sie für nötig hielten, um mit der Krankheit fertig zu werden, und was sie von Kondomen hielten. Doch schon bald merkte ich, dass diese Frauen nicht über HIV reden wollten, sondern über Geld.

Die Frauen sprachen sanft, und wenn der Wind in den Blättern lauter wurde, waren sie kaum zu verstehen. Eine alte Frau berichtete, ihr Mann, ein Bergarbeiter, sei 1990 im Krieg in einem Hinterhalt umgekommen. Ihrer Kenntnis nach hatte er Rentenbeiträge gezahlt, und an diese versuche sie seit sieben Jahren heranzukommen. Sie hat die Geschäftsstelle für die Bergarbeiter-Renten alle paar Monate aufgesucht, um zu sehen, ob Geld eingetroffen sei. Jedes Mal schüttelte man den Kopf. Manchmal wurde sie nach Hause geschickt, um weitere Unterlagen beizuschaffen, doch wenn sie zurückkam, erhielt sie stets dieselbe Antwort:

„Kommen sie später wieder!“

Ähnlich die Geschichten der anderen Frauen. Sie alle haben Umschläge oder Plastiktüten mit Dokumenten dabei: Geburts- und Sterbeurkunden, Arbeitsverträge, Sparbücher, alte Busfahrtscheine, Quittungen für Einkäufe in Südafrika. Wenn sie von der Todesursache ihrer Männer sprachen, klang das ganz so, als seien sie an Aids gestorben. Sie verloren Gewicht, litten an Tuberkulose, die sich nicht behandeln ließ. Doch immer sagten sie, sie wüssten nicht, woran ihr Mann gestorben sei. Und in den Todesurkunden wird als Ursache „unbekannt“ angegeben.

Wenn ich auf Aids zu sprechen kam, sagten die Frauen, sie hätten davon gehört, wüssten aber weiter nichts darüber und blickten zur Seite.

Es kamen immer mehr Leute, und bald warteten fünfzig, um mit mir zu sprechen. Ich fragte Uamusse, ob jemand von ihnen bereit sei, über HIV zu reden. Und als Uamusse meine Frage übersetzt hatte, ging einer nach der anderen still davon.

„Wo sind die Aids-Witwen und die Nähmaschinen, von denen sie erzählt haben?“, fragte ich Uamusse, als wir allein waren. Die Statistiken des

Gesundheitsministeriums und auch die Aussagen der Frauen machten mit klar, dass Aids in Xai Xai ein ernstes Problem sein musste. Doch die Menschen hier hatten andere Vorstellungen von dem, was ihr Problem sei. Das wollten sie mir mitteilen, doch ich habe sie anfangs nicht verstanden.

Moises Uamusse wollte nur soviel sagen: „Aus unseren Gesprächen haben Sie Dinge gehört, die wahr sind, und solche, die unwahr sind. Was wahr ist, müssen schon Sie herausfinden.“

Während ich diese dunklen Worte überdachte, gesellte sich ein Teenager zu uns. Er trug blaue Jeans, die ihm ein moderneres Aussehen verliehen als andere Männer in ihren verblichenen Jacken und Hosen. Er sagte Uamusse, er wolle uns mit seiner Mutter zusammenbringen. Wir folgten ihm den sandigen Weg hinunter zu einem kleinen Grundstück mit einem einzelnen Haus drauf. Drei kleine Mädchen tobten durch den Garten und eine alte barfüßige Frau saß unter einem Baum.

Eine jüngere Frau, die Mutter des Jungen, lag auf einer Strohmatten im Hof. Sie hieß Elisa, war sehr abgemagert und hustete beständig. Sie lag offensichtlich im Sterben, und die Ursache sah mir nach Aids aus. Sie sagte, sie sei seit mehr als einem Jahr so krank, habe aber erst vor einem Monat erfahren, woran sie leide.

„Es ist TB“, sagte sie. Doch wenn es sich einfach um TB handelte, hätte das gut ausgestattete Krankenhaus in Xai Xai wohl kaum ein Jahr mit dieser Diagnose gewartet. Ihr Mann hatte zwanzig Jahre in südafrikanischen Bergwerken gearbeitet. 1999 war er aus medizinischen Gründen nach Hause geschickt worden.

Ich fragte sie, was die Ärzte über seine Krankheit gesagt hätten. Sie meinte, die Doktoren hätten „die Krankheit nicht erkennen können. Sie sagten nur, er habe sie sich in Südafrika geholt.“

„Wie sah er aus, bevor er starb?“

„Er wurde immer magerer“, antwortete ihr Sohn. „Jeden Tag wurde er dünner und dünner. Er starb zwei Wochen nach seiner Heimkehr.“

Was denke er darüber? „Es könnte die Jahrhundertkrankheit gewesen sein“, sagte er. Das ist die euphemistische Umschreibung von Aids ist diesem Land, wie ich erfahren musste.

Wie andere Frauen auch wusste Elisa, dass ihr Mann in Südafrika Rentenbeiträge eingezahlt hatte. Im Juli 2000 ging sie zum örtlichen Rentenbüro für Bergarbeiter. Doch dort sagte man ihr, wenn sie Geld wolle, müsse sie persönlich in Südafrika vorsprechen. Also beantragte sie ein südafrikanisches Visum und bereitete sich auf die Reise vor. Doch dann wurde sie selbst krank und fürchtete, die achtstündige Busreise nicht zu überleben. Sie ging wieder zum Rentenbüro, um zu fragen, ob sie nicht ihre Kinder hinschicken könne. Das sei nicht möglich, sagte man ihr. Und so ruhte die Angelegenheit, während sie auf Besserung wartete, die nie kam.

Für die Familie wurde es immer schwieriger, über die Runden zu kommen. Ein Kind nach dem anderen musste von der Schule genommen werden, keines fand jedoch Arbeit. Ihre Schwiegermutter, die alte Frau unter dem Baum, hatte einige Einkünfte aus Arbeit auf einer nahen Farm; doch für zehn Stunden Arbeit erhielt sie weniger als umgerechnet einen Dollar. Jetzt war über ein Jahr vergangen, und für Elisa blieb nur noch die Hoffnung auf die Rente.

„Viele Frauen hier jammern über die Armut“, sagte sie. Und eine andere Witwe hatte mir erzählt, ohne Rente müssten ihre Töchter auf den Strich gehen.

Sex als Währung

Im vergangenen Jahr hat die *US Agency for International Development (USAID)* eine Untersuchung über die Aids-Krise in Mosambik finanziert. Die Untersuchungen begannen in gewohnter Weise mit Datenerhebungen bei Gruppen mit hohem Risiko: Prostituierte und ihre Kunden, Lastwagenfahrer und Wanderarbeiter. Man traf allerdings auf nur wenige wirkliche Prostituierte. Man fand stattdessen heraus, dass viele andere Frauen – Bäuerinnen, Marktfrauen, Hausfrauen – längere, manchmal heimliche Beziehungen zu relativ reichen Männern in ihrer Umgebung unterhielten. Sie erwarteten sich davon materielle Vorteile, vielleicht mal ein Hühnchen oder das Schulgeld für ihre Kinder oder einen besseren Preis für ihr wenig Gemüse. Diese Frauen sind so arm, dass Sex Teil ihres Wirtschaftens geworden ist. In manchen Fällen ist Sex die einzige „Währung“, über die sie verfügen. Ein mosambikanischer Arzt, den ich in Gaza traf, erklärte mir das so:

„Die Eisenbahnlinie durch diese Stadt verbindet Mosambik mit Südafrika und Simbabwe. Während des Krieges in den 80er Jahren wurden die Züge von Soldaten dieser Länder begleitet. Es gab in jenen Tagen eine Knappheit an Lebensmitteln und die Hilfslieferungen kamen mit diesen Zügen nach Mosambik. Viele Frauen hier hatten Hunger, und so verkauften sie ihren Körper, nur um etwas zu essen zu haben. Damals begann das Problem.“

Aids wird oft eine Krankheit der Ungleichheit genannt, die sich in die immer tiefer werdende Kluft zwischen Arm und Reich einnistet. Im Süden Mosambiks treffen rückkehrende Bergleute mit relativ hohen Löhnen aus der formellen Wirtschaft auf die tiefe Armut der Frauen auf dem Lande, die im informellen Sektor zu überleben suchen. Der Zusammenstoß dieser beiden Welten hat das soziale Gefüge in den verarmten Dörfern durcheinander gebracht und den Grundstein für die Ausbreitung von Aids gelegt. Die ländlichen Gegenden, die Bergarbeiter in den Witwatersrand entsenden, sind von HIV nicht nur deswegen heimgesucht, weil die Bergleute auf Wanderarbeit sind, sondern auch, weil sie Geld mit nach Hause bringen. Die Verarmten selbst scheinen zu wissen, dass Geld eine der Wurzeln für ihr Aids-Problem ist. Ich wollte mit ihnen über Aids reden; sie aber redeten mit mir über Geld. Wenige Tage bevor ich Elisa traf, besuchte ich die zentrale Rentenstelle für mosambikanische Bergarbeiter in Maputo. Die Stelle heißt Teba und wurde 1902 gegründet als Rekrutierungsbüro der südafrikanischen Bergbaukammer. Damit ist sie immer noch assoziiert, wird von den Bergwerksunternehmen für die Vermittlungen bezahlt und verwaltet die Löhne und Rentenzahlungen.

Der Direktor, ein freundlicher weißer Südafrikaner, erklärte mir die verschiedenen Beitragskassen, in die Bergarbeiter einzahlen, und die langen Wege durch Banken und Ministerien, die das Geld nimmt, ehe es sein Büro und dann die eigentlichen Empfänger erreicht.

Warten auf die Rente

Beim Hinausgehen kam ich durch die Abteilung von Teba, die für die finanziellen Transaktionen zuständig war. Etwa dreißig Frauen saßen auf Bänken im Warteraum,

die meisten von ihnen trugen weite Kopftücher und lange Röcke wie Elisa und die anderen Frauen in Xai Xai. Ein paar Angestellte saßen hinter Glasschaltern inmitten von Stapeln staubiger Papiere. Schweigend prüften sie die Dokumente oder füllten Formulare aus. Sie bewegten sich so langsam, als ob die Zeit bei Teba stehen bliebe. Die Frauen im Warteraum waren ebenfalls still und so geduldig, als wären sie dort nur hingemalt.

Nach meiner Rückkehr von Mosambik nahmen Uamusse und ich mehrfach Kontakt mit der Teba auf im Fall Elisa und einer anderen an Aids erkrankten Frau. Immer hieß es, der Fall sei bald gelöst.

Wieviele Witwen wie Elisa wird es geben? Kürzlich erst beschloss Teba, dass die Einzahlungen den etwa 10.000 Mosambikanern, die in den letzten zwanzig Jahren ihre Arbeit verloren haben, oder deren Familien zustünden. Doch die Behörde klagt, sie könnte die Adressaten nicht finden, da diese wegen des Krieges, der vor zehn Jahren endete, und aus anderen Gründen verzogen seien. Nur, warum konnte ich an einem Wochenende 50 Anspruchsberechtigte treffen?

Es ist unbekannt, wie viel Geld Bergbaugesellschaften, Versicherungen, Regierungsstellen, Rentenkassen und andere Institutionen den Kleinbäuerinnen und Kleinbauern im Südlichen Afrika schulden. Doch es machte mir keine große Mühe, etwa 40 Mio. US\$ unbeanspruchter Gelder in den größeren Rentenkassen nachzurechnen. Und dass etwa zwei Mrd. US\$ jenen ehemaligen Bergarbeitern zustehen, die aufgrund von Staublungen ein Anrecht auf Abfindung haben, aber nie einen Cent erhalten haben.

Auch die Weltbank gesteht ein, dass Ineffektivität und Korruption in solchen Institutionen wie Banken, Rentenkassen, Versicherungen, die Arme unterstützen sollten, ein wesentliches Hindernis für die Entwicklung der armen Länder dieser Erde ist. Um das zu verändern, müssten die Kontrollinstanzen der Regierungen gestärkt werden. Doch die Geber beten das Mantra der freien Marktwirtschaft und drängen die Regierung auf Rückzug.

Peter Lamptey von *Family Health International* hält zwar Aufklärung, Kondome, Zurückhaltung bei Partnerwechsel u.ä. bei der Bekämpfung von Aids für wichtig; doch er sagt auch, dass an erster Stelle die sozialen Bedingungen verändert werden müssen: Armut, Arbeitslosigkeit und Diskriminierung der Frauen.

Übersetzt und gekürzt aus: The New York Review, 9. Mai 2002